



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Still-Leben in einer böhmischen Landstadt.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Still-Leben in einer böhmischen Landstadt.



ar viele, die über öffentliche Dinge schreiben und reden, können darum keine rechte Ansicht von diesen haben, weil sie immer nur die Verhältnisse der großen Stadt, in der sie leben, vor sich sehen: diese allein ist ihnen maßgebend, ihre Bedürfnisse, ihre Meinungen, ihre Bildung ist es, die sie ohne weiteres einem ganzen Lande zuschreiben möchten. Nirgends ist ein solcher Schluß falscher als in Oesterreich, wo nicht nur die städtische Bevölkerung überhaupt gering ist, sondern wo auch so viele kleine Städte nichts sind als große Dörfer, deren Interessen ganz mit denen des flachen Landes zusammenfallen. Wir wollen damit nicht etwa jenem etwas städtefeindlich klingenden Ausspruche eines österreichischen Ministers beipflichten, der vor zwei Jahren in der hauptstädtischen Presse so lebhaft zurückgewiesen worden ist, wir wollen nur sagen, daß es vor allem notwendig sei, das flache Land kennen zu lernen, wenn man den eigentlichen Kern eines Staates ergründen wolle. Die großen Städte haben heute alle ein mehr oder minder internationales Gepräge, auf dem Lande aber wohnt noch vollstümliche Eigenart, da sprudelt der Quell, in dem sich die Staatskraft erneut, da sind noch die Fäden deutlich sichtbar, welche die Gegenwart mit der Vergangenheit verbinden. Und so wird es vielleicht kein ganz undankbares Geschäft sein, aus diesem Lebenskreise dem Leser ein Bild hier vorzuführen.

Das Landstädtchen, das wir schildern wollen, liegt an dem innern Rande des Böhmerwaldes, dort, wo Gebirge und Ebene sich scheiden, an der Grenze deutschen und slawischen Sprachgebietes. Von der Eisenbahn ist es vierthalb Fahrstunden entfernt, von der Landeshauptstadt eine volle Tagereise weit. Seine historische Entwicklung ist ebenso typisch für eine Reihe böhmischer Städte, wie sein Leben und Treiben in der Gegenwart. Im Mittelalter lag es am Endpunkte einer wichtigen Straße, die übers Gebirge hinüber nach Passau führte, blühte so als Handelsemporium und erfreute sich — obwohl nur kurze Zeit eine freie königliche Stadt — stets einträglicher Privilegien. Noch zeugen Reste der Stadtmauer, die gothische Kirche, einzelne stattliche Giebelhäuser aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert von dem alten Glanze. Heute treiben die Bewohner weder Handel noch Gewerbe — nur die Strumpfwirkerei ist von einiger Bedeutung —, sie nähren sich vom Ackerbau. Aus dem einst so reichen Besitztum hat die Stadt nur die Wälder gerettet, die sie umgeben. Die Leute glauben, wenn sie nur einmal die Eisenbahn hätten, so müßte sich ihnen ein ergiebiger Holzhandel eröffnen und ihrer Armut abhelfen. Denn sie sind arm,

und die Gemeinde ist, da sie vor zehn Jahren eine Kaserne erbaut hat und vier Schulen fast allein erhalten muß, schwer verschuldet. Auch sind einzelne Wohlhabende kaum vorhanden. Eine allgemeine Klage ist, daß es von Tag zu Tag schlechter werde: die Väter brachten es vorwärts, die Söhne wirtschaften ab oder fristen sich nur so fort. So ist auf die Eisenbahn die Hoffnung aller gesetzt. Erhält sich die Gemeinde bis dahin den Waldbesitz, so wird mit ihr der Bürger Wohlstand sich freilich wieder heben, auch den armen Leuten Verdienst zufließen. Denn die Bäume dieser Wälder liefern wirklich ein ausgezeichnetes Bauholz, es kommt vor, daß einzelne Stämme, trotz der niedrigen Holzpreise, die eben eine Folge der geschilderten Verkehrsverhältnisse sind, für vierzig bis fünfundvierzig Gulden verkauft werden. Kohle kennt man hier nur dem Namen nach, die Bürger erhalten jährlich ein bestimmtes Quantum Brennholz unentgeltlich, die Einwohner ohne Bürgerrecht dürfen jeden Montag und Freitag in den Wäldern der Gemeinde ihren Wochenbedarf sammeln: nicht nur Reisig, sondern auch lebendes Holz, drei Schuh vom Boden aufwärts. Dafür bezahlen sie im Jahre zwei Gulden, die Armen leisten dafür an sechs Tagen Arbeiten zur Forstkultur.

Grund und Boden, Pacht und Miete sind äußerst billig. Für 2000 Gulden kann man hier ein kleines, einstöckiges Häuschen erwerben, für 3000 Gulden sich eine Villa bauen. Eine Wohnung im ersten Stock, bestehend aus drei Stuben und Küche, Boden und Keller kostet jährlich 100 bis 120 Gulden, Stube und Küche allein im Erdgeschoß erhält man für das Drittel.

Auch die Preise der Lebensmittel müssen in Österreich, wo man teuer zu leben gewohnt ist, überraschen; namentlich Geflügel und Wildpret ist billig. Doch die Leute sind an die größte Einfachheit gewöhnt, auch in Bürgerhäusern wird nur zwei- oder dreimal in der Woche Fleisch gekocht, und die Händler bringen meist nur den knappen Bedarf zu Markte, sodaß der Fremde bisweilen kaum etwas erhalten kann und ins Gasthaus zu gehen gezwungen ist. Hier reichen die Beamten noch mit ihrem Gehalte aus — auch eine Seltenheit in Österreich, hier kann eine Familie von fünf Personen mit 1500 Gulden im Jahre noch ein leidlich bürgerlich einfaches, aber noch nicht dürftig eingeschränktes Auskommen finden.

So wie die Häuser noch so stehen, wie sie Urväter vor zwei- und dreihundert Jahren erbaut haben, so ist auch unter den Bewohnern jenes Wesen noch zu finden, das man in der Gegenwart so oft vermißt und der Vergangenheit bisweilen mehr als billig nachrühmt: Frömmigkeit, schlichter, gerader Sinn, bei rauher Außenseite warme Teilnahme für den Nächsten. Wenn man des Abends durch die schlecht erleuchteten, holprigen Straßen geht, hört man, wie die Leute in den Häusern drinnen laut ihr Gebet sprechen, in der Nacht schließt man die Thüren kaum, so sicher fühlt man sich. Unter den Bürgern giebt es noch jene typischen Gestalten, die wir aus alten Erzählungen kennen: den wür-

digen Schulmeister, den behenden, lustigen Barbier, der alle Stadtgeschichten kennt, den im Gefühl seiner Amtswürde stolz einhergehenden Gemeindevaibel — in Oesterreich „Wachter“ genannt. Es giebt aber auch erfreuliche Beispiele, wie alte Tüchtigkeit mit modernem Bildungstrieb vereinigt werden kann: da ist ein Gastwirt, der in den Mußestunden eines langen Winters eine treffliche, auf urkundlichem Material aufgebaute Geschichte seines Städtchens geschrieben hat, der — obwohl gelehrter Schlosser — doch Latein versteht, dessen Erholungslektüre Freytag oder Scheffel bildet. Ein gutes Zeugnis für die geistige Rührigkeit ist es auch, daß die Bürger etwa allmonatlich eine Theatervorstellung im großen Saale des Gemeindehauses veranstalten; wir sahen den „Trompeter von Säckingen“ als Schauspiel mit Gesang in sieben Bildern. Alle Rollen wurden von Stadtangehörigen gespielt, mit großer Naivität, in den groben Strichen der Hans Sachs'schen Bühne, wie sie uns vor Jahren H. Laube durch die Inszenierung des „Heiß Eisen“ vorgeführt hatte. Einige, wie jener Gastwirt als alter Freiherr, ragten darüber hinaus, doch nicht so, daß die Einheit des Ganzen gestört worden wäre. Sehr possirlich wirkten einige von dem „Bearbeiter“ neu eingeführte komische Figuren. Der Ertrag solcher Vorstellungen fließt in die Kasse des deutschen Schulvereins oder kommt auch unmittelbar den Schulen des Städtchens zu Gute.

Die Erziehung der Kinder ist streng, Schläge werden nicht gespart, von der Freiheit, welche auch die halbwüchsige Jugend in den großen Städten heute so oft genießt, ist hier keine Spur. Aber um wieviel gesitteter ist sie dafür auch! Sie grüßen auf der Straße Fremde wie Einheimische, und wenn sie ein lärmendes Spiel spielen, so halten sie inne und weichen aus. Das Gymnasium des Städtchens ist auffallend reich an guten Schülern, die meist Söhne von blutarmen Waldbauern sind. Aber die Lehrer vom Lande führen nur ihre Besten der Mittelschule zu, solche, von denen sie wissen, daß sie ihnen Ehre machen werden.

Die Bürgerschaft ist ihrem Kerne nach deutsch, und seit Jahren schon fühlt sie sich als solche. Doch thut auch Zusammenhalten not, denn die Neuanfiedler sind alle tschechisch, und deutlich ist das Bestreben, die Sprachgrenze nach Süden hinab ins Gebirge zu verschieben. Die Regierung scheint dies zu unterstützen, denn alle Beamten, vom Bezirkshauptmann bis zum letzten Schreiber, sind tschechisch, ebenso die vom Gericht, der Notar, der Advokat, die Geistlichkeit, selbst einige Lehrer an deutschen Schulen. Und so war denn die Gemeinde auch genötigt, eine tschechische Schule zu errichten und muß sie erhalten. Auch besteht eine Beseda, in welche die Beamten zu gehen sich nicht scheuen, während doch an Orten, wo deutsche Beamte sind, diese es mit Recht als unpassend ansehen und vermeiden, national gefärbten Vereinen beizutreten oder ihre Versammlungen zu besuchen. Die Garnison dagegen ist zur Hälfte deutsch, die Offiziere fast durchaus. Die gesellschaftliche Scheidung der beiden

Nationalitäten war noch bis vor kurzem keine feindliche, es kam vor, daß deutsche Eltern ihre Kinder auf einige Zeit in eine tschechische Ortschaft zu Leuten schickten, die ihnen wieder ihre Kinder dafür überließen; man nannte das: sie auf den „Wechsel“ geben. Die Kinder lernten dabei in einer fremden Wirtschaft sich zurecht finden und zugleich die Sprache der Landesgenossen. Jetzt hat dies aufgehört. Doch ist es hier immer noch besser als z. B. in Prag. Deutsche und Tschechen beobachten doch noch gegenseitig gewisse Artigkeitsformen: man grüßt sich, lädt sich zu den Festen ein, wenn man auch weiß, daß die Geladenen nie kommen, und zeigt Teilnahme bei Familienereignissen. Heiraten zwischen deutschen und tschechischen Familien kommen freilich kaum mehr vor. Nur die kleineren Kinder, die noch nicht die Schule besuchen, spielen mit den Altersgenossen der andern Nation und verständigen sich, so gut es geht; später sondern sie sich bald ab. Aber meist werden doch beide Landessprachen erlernt: ein Vorteil für die einen, ein großer Vorteil für die andern. Im ganzen darf man sagen, daß die Spannung zwischen den beiden Nationalitäten künstlich erzeugt ist, Zeitungsblätter und Agitatoren nähren sie, aber noch sind Elemente vorhanden, die zu einer Versöhnung führen könnten. Ein nicht unberechtigter Wunsch der Bürgerschaft müßte freilich erfüllt werden: daß — da ja die Gemeinde deutsch ist — ein Teil der Beamtenschaft auch ihrer Nation angehören möge.

Das Territorium der Stadt ist fast ganz von dem Besitze einer der reichsten Adelsfamilien Böhmens umschlossen. Das ehrwürdige Haupt der Familie ist, wie man heute sagt, „verfassungstreu“ oder „deutsch-österreichisch“ gesinnt, bezeichnender wäre: zentralistisch und altösterreichisch. Die Söhne dagegen sind alle föderalistisch, mitunter sogar mit stark tschechischen Müttern; die Enkel werden in diesem Sinne erzogen. Es ist dies nicht etwa eine vereinzeltete Erscheinung, sehr häufig halten die Älteren und Ältesten in den adlichen Geschlechtern Österreichs mit der heutigen Opposition — freilich haben sie sich meist schon vom öffentlichen Leben zurückgezogen oder dürften dies bald thun —, während die Jüngeren zum nationalen und klerikalen Banner schwören. Es bedarf dies kaum einer Erklärung. Jene kannten eben nur das alte Österreich, den Einheitsstaat, in welchem eine Nationalitätenfrage nicht bestand. Der Staatskanzler Fürst Metternich pflegte zu sagen — Genz berichtet es uns —, die Föderalisten seien ihm ebenso verhaßt wie die Liberalen. Die jüngere Generation des Hochadels meint aber die konservativen Interessen — die Sache des großen Grundbesitzes gegenüber dem mobilen Kapital und der Börse — besser zu vertreten, wenn sie es mit den erwachten slawischen Nationen und Nationchen hält, weil diese vom modernen Liberalismus und Manchesterthum weniger angekränkt sind. Dabei verschmähen sie — mit Ausnahme einiger Exaltados — die deutsche Bildung nicht, gehen in Prag lieber ins deutsche Theater als ins tschechische, weil sie tschechisch oft nur sehr mühsam verstehen und garnicht

sprechen. Man kann ihren Standpunkt begreifen, obwohl der phrasenhafte Liberalismus der Jungtschechen gewiß seltsamere Blüten treibt als der deutsche auch in seinen schlimmsten Jahren, und die sind — in Österreich wenigstens — vorbei.

Aber kehren wir in unser Städtchen zurück. Der jetzige Besitzer des großen Gebietes, in welchem es nur eine Enklave bildet, gehört der föderalistischen Partei an, stimmt also in den wichtigsten Fragen mit den Tschechisch-Nationalen. Um nun die deutschen Bauern des Böhmerwaldes einigermaßen aus der wirtschaftlichen Abhängigkeit, in der sie sich dem Fürsten gegenüber befinden, zu lösen, hat sich vor mehreren Jahren ein Verein gebildet, der mit beschränkten Mitteln schon Ersprießliches geleistet hat. Der Hauptsitz dieses deutschen „Böhmerwaldbundes“ — denn es giebt auch einen tschechischen, obwohl im eigentlichen Gebirge, mit Ausnahme der Freibauern von Stachau, gar keine Tschechen wohnen — ist Budweis; ein wichtiger Vorort ist auch unser Städtchen. Der Verein ist zunächst darauf bedacht, den Bildungsstand und die ökonomischen Verhältnisse der Bevölkerung zu heben. Denn der Fürst macht in neuester Zeit die Unterstützung der Bauernschaften von ihrer politischen Haltung abhängig, und im vorigen Jahre geschah es, daß der Gemeinde von Kalsching der Zuchtschier, den sie sonst von der herrschaftlichen Verwaltung zu entlehnen pflegte, ver sagt wurde, weil sie — bei den Reichsratswahlen ihre Stimme einem Kandidaten der deutschen Partei gegeben hatte. Ein solches Argument wirkt aber bei armen Gemeinden sehr, und viele lassen es sich gesagt sein. Dazu kommt die alte Anhänglichkeit der konservativen Bauernschaft an ein Geschlecht, dem sie bis vor einem Menschenalter unterthänig war und das ihr länger als ein Jahrhundert hindurch nur Gutes erwiesen hat. Aber die Kämpfe der letzten Jahre haben doch auch den nationalen Sinn in diesen Bergen erweckt und gekräftigt, und so ist ein Widerstreit der Interessen unvermeidlich geworden, der keinem Teile zum Vorteil gereichen wird. Gerade hier kann heute der konservativen Sache nur gedient werden, wenn sie sich nicht als Gegnerin des Volkstums zeigt, wenn sie aufhört, das Vordringen des Slaventums gegen Süden und Westen auf jede Art zu begünstigen. Schon weiß der Bauer auch des abgelegensten Dorfes, um was es sich handelt, und wenn ihm heute noch des Lebens Not so manches Zugeständnis abzwingt, der Tag dürfte bald kommen, wo er dem anstürmenden Gegner ein selbstbewußtes: „Dies ist unser!“ entgegenrufen wird. Und das wird zum guten Teile auch das Verdienst der tüchtigen Bürgerschaft sein, von deren Leben und Treiben wir hier ein flüchtiges Bild zu zeichnen unternommen haben.

